

Die Tradition wird nicht im Dorf gelassen

Ruth-Lydie Tchindas Leben bewegt sich zwischen Frankreich und Kamerun.

Die Tradition ist ein Teil meiner Kultur, und die Kultur ist ein Teil von mir“, sagt die 52 Jahre alte Ruth-Lydie Tchinda stolz. Sie hat ihre frühen Lebensjahre im zentralafrikanischen Kamerun verbracht, wo sie mit ihren zehn Geschwistern, zwei Adoptivgeschwistern und vielen Cousins und Cousins aufwuchs. Inzwischen lebt sie schon seit etwa 25 Jahren in der Nähe der Stadt Pau in Südfrankreich, mit ihren beiden vier- und vierzehnjährigen Kindern. Ihr Studium begann sie 1991 in Kamerun. Das habe sie auch in die Elfenbeinküste und nach Frankreich geführt, wo sie ihren Master in Geowissenschaften absolvierte. Der Arbeit wegen zog sie ein paar Mal um und blieb dann mit ihrem Ex-Mann permanent in Frankreich.

Tchinda bewegt sich selbstsicher. Sie kleidet sich nicht sonderlich außergewöhnlich. Ab und zu europäisch, ab und zu afrikanisch, mit vielen Farben und landestypischen Mustern. Sie beschreibt es als „Mix“. Dazu trägt sie ihre Brille. Oft sieht man sie mit einem Lächeln im Gesicht. Ihre Stimme klingt bestimmt, so als würde sie eine Wahrheit aussprechen, an der nicht zu rütteln ist. Für sie sei Tradition kein bloßes Ritual, das man gelegentlich pflegt. Tradition sei ein lebendiger Teil ihres Alltags, tief verwurzelt in ihr.

Auf Französisch erzählt die alleinerziehende Mutter von den traditionellen Gegenständen, die sie in ihrem Haus in Frankreich aufbewahrt. Es ist zweistöckig, mit einem großen Garten. Im Inneren ein offenes Wohnzimmer, an dessen weißen Wänden einige Wandsticker mit Sprüchen hängen, die von Nächstenliebe handeln. Außerdem von ihrer Schwester gemalte farbenfrohe Bilder mit geometrischen Formen und Fotos von ihr und ihren Kindern. In ihrem Haus sind traditionelle Gegenstände keine bloße Dekoration, sondern Erinnerungen, Zeichen der Zugehörigkeit: Musikinstrumente, Masken, Schmuckstücke, jedes Objekt trägt eine Geschichte in sich. Einige aus Afrika und einige aus Europa. Tchinda besitzt ein Klavier, eine Mundharmonika sowie ein Tamtam, eine kleine Trommel, traditionelle Rasseln und eine Kora, ein westafrikanisches Saiteninstrument.

„Es gibt Schmuckstücke, die nur von Menschen mit unserem Blut getragen werden dürfen.“ Dabei sei vor allem die Blutinie der Mutter entscheidend. „Ich besitze eine Halskette, die schon über zwei Jahrhunderte alt ist“, erzählt sie stolz. Diese gläserne Kette wurde ihr nicht einfach geschenkt. Solche Stücke erhält man nur vom Großvater oder vom Dorfchef.

Während sie über die Schmuckstücke spricht, wirkt es so, als könnte man das Gewicht der Geschichte spüren, das an ihnen hängt.

Traditionen und Kulturen liegen aber nicht nur in Gegenständen, sondern auch in den täglichen Handlungen und dem Umgang miteinander. „Meine Kultur prägt mein Verhalten stark, auch wenn es nicht alle verstehen“, erzählt Tchinda. Der Satz fällt fast beiläufig. Selbst in ihrem Job bei einer französischen Ölfirma, wo sie als „Project Control Manager“ arbeitet, begleitet sie ihre Herkunft in Form von anerzogenen Verhaltensmustern. Sie passe sich an, natürlich, aber bestimmte Verhaltensweisen blieben bestehen, weil sie Teil ihrer Identität sind. So spreche sie ihre Vorgesetzten immer mit besonderem Respekt an. Für sie sei das selbstverständlich. Kein übertriebener Akt, sondern Ausdruck von Anstand. Es gehe ihr nicht um Unterwürfigkeit, sondern um eine Haltung, die sie von klein auf gelernt habe.

Auch kleine Gesten spielen eine Rolle. Sie setze sich beispielsweise nicht einfach mit verschränkten Beinen vor ältere Men-

schen. Das mag in Frankreich niemandem auffallen, doch für sie sei das ein No-Go, vor allem bei den Eltern. „In meiner Kultur gilt das Überschlagen der Beine in Gegenwart von Älteren als respektlos.“ Es gehe nicht nur um das Sitzen an sich, sondern um die Körpersprache als Ausdruck einer inneren Haltung. Auch bei einer einfachen Begrüßung wie dem Händeschütteln gebe es kulturelle Unterschiede, die meist gar nicht auffallen. „Man legt die linke Hand unter die rechte, um Respekt zu zeigen.“ Dass ihre nichtkamerunischen Arbeitskollegen diese Gesten nicht verstehen oder gar wertschätzen, sei dabei nicht von Bedeutung.

Plötzlich wird Tchinda von den lauten Rufen ihres jüngsten Sohnes unterbrochen. Sie bittet um Entschuldigung und geht. Eine Weile bleibt es still, doch sie kommt schnell zurück und entschuldigt sich. Dann kommt sie auf einen anderen Teil der Traditionen zu sprechen. Diese sind nicht nur in den Menschen verankert, sondern in Kamerun auch im Gesetz. Die sogenannten Chefferien seien dort ein Teil der politischen Ordnung, vergleichbar mit

kleinen Königreichen. „An der Spitze steht ein Chef, wie ein König oder Sultan. Dieser wird nicht gewählt, sondern die Nachfolge ist erblich, meist wird der Sohn des Chefs der nächste Chef.“ Tchinda selbst sei Teil der Chefferie Bamendjinda, eine Chefferie, die um die 1000 Menschen verwaltet. Ihre Rolle ist klar definiert: Als Schwester des amtierenden Chefs sei sie für interne Angelegenheiten zuständig. „Ich kümmere mich hauptsächlich um das Zusammenleben der Frauen des Chefs, ihre Beziehungen untereinander, Probleme mit dem Chef.“ Dies ist eine ziemliche Aufgabe, da der Chef zwölf Frauen hat. Auch bei schwerwiegenden Problemen im Dorf werde sie einbezogen, doch der Chef entlaste sie bewusst, da er wisse, dass sie beruflich stark eingespannt sei.

Dass die Entfernung zwischen Frankreich und Kamerun nicht zu einem Problem wird, liege vor allem am Internet. „Mit den technischen Hilfsmitteln muss ich nicht die ganze Zeit über in Kamerun sein.“ Durch das Internet können die Mitglieder der Chefferien auch im Ausland in die Angelegenheiten ihrer Dörfer einge-

bunden bleiben. Über Whatsapp oder Zoom nehmen sie an wichtigen Treffen teil und unterstützen die Gemeinschaft, ohne physisch anwesend zu sein. Dass Tchinda eine Berufsfrau in Frankreich ist, werde in ihrer Heimat akzeptiert. Auch weil sie durch ihr erarbeitetes Geld Projekte wie die Schule mitfinanzieren kann. Vielleicht mache sie ihr Dasein als Berufsfrau sogar zu einem noch essenzielleren Teil der Chefferie.

„Ich bin eine Traditionalistin“, betont Tchinda. Schon in jungen Jahren interessierte sie sich für die Bräuche und die kulturellen Praktiken ihrer Herkunft. Die möchte sie an ihre Kinder weitergeben. Deshalb versucht sie sie einmal im Jahr für einige Wochen in das Dorf in Kamerun zu dem dort lebenden Teil der Familie mitzunehmen, damit sie, obwohl sie in Frankreich aufwachsen, ihre Kultur bewahren und wissen, wo ihre Wurzeln liegen. „Ich identifiziere mich mit meiner Kultur, ich liebe sie.“

Maël Doetkotte
Kantonsschule Uetikon am See

Mutter, Bilder

Was bleibt, wenn alles verschwindet? Ein neues Zuhause, in Kreide gekritzelt, eine Halskette, an der vieles hängt. Und die Weisheit einer Frau, dass Frisieren Kopfarbeit ist.

Illustration von Zubinski

Jede Mutter hinterlässt Spuren

Manchmal in Kreide gekritzelt. Wie der 97 Jahre alte Karl-Heinz Sabla in den Wirren des Zweiten Weltkriegs sein Zuhause wiederfand.

Karl-Heinz Sabla ist 97 Jahre alt. Er hat den Zweiten Weltkrieg überlebt, Verluste erlitten und wiederaufgebaut. Mit einer gewissen Neugier im Blick steht er an seiner Berliner Wohnungstür, bei ihm sein Betreuer Ralf, der ihn im Alltag unterstützt. „Komm ruhig rein“, sagt Sabla erfreut. Sein Handgriff ist fest, aber leicht zitterig. Er hat faltige Haut und geht langsam, kommt jedoch ohne Gehhilfe zurecht. An den Wänden hängen gerahmte Bilder: eine Familie beim Grillen, Kinder auf Rutschen, ein Mädchen mit Schultüte. Es sind seine Ururenkel, wie er später erwähnt.

Sabla beginnt zu erzählen. Wie er 1928 in Breslau geboren wurde, im Alter von fünf Jahren die Machtübernahme Hitlers erlebte und ein Jahr darauf die Volksschule besuchte. Mit seinen Eltern wuchs er in einem Arbeiterwohnviertel mit mehrstöckigen Mietskasernen auf. Mit 14 Jahren wurde er zum Luftschutzdienst verpflichtet und trug dessen Uniform. „In der Nazizeit musste jeder eine Uniform tragen, jeder kleine Popel.“ Sabla sitzt am

Kopfende des Tisches. Das Licht fällt schräg auf sein Gesicht und betont seine hohe Stirn, die markante Nase und die hellblauen Augen. Zwischen den Fingern hält er ein Bierglas. Der Schaum hat sich längst gelegt.

Im Februar 1945 wurde der 16-jährige Heinz zusammen mit 500 weiteren Jugendlichen aus Breslau evakuiert. Offiziell diente die Maßnahme dem Schutz vor der herannahenden Front – tatsächlich wurden sie dem Reichsarbeitsdienst (RAD) zugeteilt und für Hilfsarbeiten an Infrastrukturprojekten eingesetzt. Nach einer Woche in Güterwaggons erreichten sie München-Fürstenried. Der dortige RAD-Einsatz galt als Vorstufe zum Militärdienst, beinhaltete jedoch zunächst nur Arbeiten mit dem Spaten, etwa im Straßenbau. Die Uniform war braun, mit Spatenabzeichen am Kragen. Der Kopfbedeckung hätten die Jugendlichen spöttisch den Spitznamen „Arsch mit Ohren gegeben“. Kurz vor Kriegsende sollte der Reichsarbeitsdienst in den Fronteinsatz übergehen. Sabla erzählt, wie er nachts von seiner Einheit geflohen sei, weil er nicht töten und nicht sterben wollte. Das allerdings war „arschgefährlich, da mich die Kettenhunde hätten schnappen können“, wofür er hätte standrechtlich erschossen werden können.

Heinz floh zu einem Bauern in Murnau am Staffelsee, den er nicht kannte, bei dem er jedoch unterkommen und sich verstecken konnte. Dort bekam er Zivilkleidung von dessen gefallenem Sohn. Seine Uniform und sein Gewehr versenkte er im nahegelegenen Bach. Heinz war dankbar, Arbeit, Unterkunft und Verpflegung gefunden zu haben, doch als Stadtkind kannte er sich mit Landwirtschaft nicht aus. „Ich konnte Weizen von Gerste nicht

unterscheiden, und Kartoffeln von Kohlrüben auch nicht, also war ich zu nichts zu gebrauchen.“ Eines Tages seien vier US-Soldaten auf dem Bauernhof erschienen. Heinz und drei weitere Jungen mussten im Hof antreten und ihre Schuhsohlen zeigen. Heinz trug noch seine Arbeitsdienststiefel mit den genagelten Sohlen. Ein Zeichen, das für die Amerikaner bedeutete: Soldat. Er wurde auf einen Jeep geladen und in ein Gefangenlager gebracht. „Als ich dann in dem Lager war, war das so schwindeleerregend. Nur Soldaten um dich rum, also ehemalige Soldaten. Jetzt Gefangene. Am nächsten Morgen ging ich zum Wachsoldaten und sagte, mit meinem bisschen Schulenglisch, das ich konnte: Ich möchte zum Kommandanten.“ Dort habe er dann erklärt, dass er kein Soldat sei, sondern Bauernhelfer und zurück zu seiner Mutter wolle. Der Kommandant habe ihm erlaubt und ihn entlassen.

Was Heinz zu diesem Zeitpunkt nicht wusste und erst später erfuhr: Über viele der Gefangenen entschied sich ein anderes Schicksal. Sie wurden an die Sowjetunion übergeben – teils aufgrund alliierter Vereinbarungen oder weil sie aus Gebieten stammten, die nach dem Krieg unter sowjetische Kontrolle fielen. Historisch belegt ist, dass sie in sowjetischer Gefangenschaft als Reparationsquelle dienten und unter härtesten Bedingungen Zwangsarbeit leisten mussten, etwa in Kohlgruben oder auf Baustellen. Offiziell wurde dies als „Wiedergutmachung“ bezeichnet – tatsächlich bedeutete es für viele den Tod durch Krankheit, Erschöpfung oder Überarbeitung.

Heinz schnappte sich ein Fahrrad und fuhr quer durch Bayern und die Tschechoslowakei bis nach Karlovy Vary, Karlsbad. Dort erlebte er das offizielle Kriegsende

am 8. Mai 1945. Überall herrschte Chaos – Menschen versuchten sich in alle Richtungen zu retten. Verlassene Fahrzeuge standen am Straßenrand. „100-Mark-Scheine lagen auf der Straße. Keine Sau hat sich um dieses Geld gekümmert. Keine Sau hat das Geld aufgehoben. Jeder strebte nur nach seinem eigenen Leben.“

Heinz tauschte sein gestohlenes Fahrrad gegen ein halbes Brot und ein Stück Käse ein und fuhr schließlich mit dem Zug weiter Richtung Heimat. Es herrschte totales Chaos. „Das alte Deutsche Reich war weg und das Neue bestand noch nicht.“ Nach dem Durcheinander in der Tschechoslowakei machte sich Heinz zu Fuß auf den Weg – von Dresden bis nach Breslau. Es war etwa um den 20. Mai 1945 herum, als er dort ankam.

Sein sehnlichster Wunsch war, nach Hause zu seiner Mutter zurückzukehren, trotz aller Erschöpfung. Doch als er in seiner alten Straße in Breslau ankam, war alles zerstört. Die Häuser in Trümmern, die Straße verwüstet. Die Straße, in der er seine Kindheit verbracht hatte, war nicht mehr wiederzuerkennen. „Da hab ich mich zum ersten Mal hingesetzt und bitterlich geheult. Da fiel alles von mir ab. Die ganzen Strapazen mit der Rückkehr und den Kriegsergebnissen fielen von mir ab, und ich sah nur noch die Trümmer meiner Straße.“ Als er sich ein wenig erholt hatte und weiterging, sah er, dass seine Mutter einen Tag vor seiner Ankunft auf die noch übrig gebliebene Grundmauer mit Kreide angeschrieben hatte, dass sie jetzt in der Trebnitzer Straße 74 sei. „Das war das Zeichen für mich: Meine Mutter lebt noch.“ In der Nacht hatte es nicht geregnet.

Naz Balci, Eckener-Gymnasium, Berlin

Die schwarz geschminkten Augen leuchten, das Gesicht ist zierlich und ein wenig blass. Auf den ersten Blick wirkt Afaf Hijazi jugendlich. „Durch die Arbeit sieht man immer jünger aus“, erklärt die 72 Jahre alte Friseurmeisterin aus Wiesbaden. Afaf ist seit 1981 selbständig. Ihr „Salon Amal“ hat eine noch längere Geschichte. Er besteht seit 1977 und wurde ursprünglich von ihrer Schwester geführt. Afaf kam 1970 aus Jordanien nach Deutschland. Damals war sie 17 Jahre alt. Sie ist gelernte Diplomkosmetikerin und absolvierte dann ihre Friseurmeisterprüfung, um sich selbständig zu machen.

Als Afaf in Deutschland ankam, musste sie schnell die Sprache lernen. Sie hatte das Glück, von einer Deutschlehrerin in der Nachbarschaft betreut zu werden, die ihr fast einen Monat lang half. Ihr Vater hatte Afaf ein wichtiges Motto mitgegeben: „Bring mal deine Mentalität mit, und nimm bitte mal von dem, was hier gut ist, und misch das zusammen, und dann kommst du weiter.“ Hijazis wichtigste

Eine Tätigkeit, die den Kopf erfordert

Die 72-jährige Afaf Hijazi führt in Wiesbaden einen Friseursalon. Vor 55 Jahren kam sie aus Jordanien und hat gelernt, den Kunden zu lesen.

Botschaft für Menschen, die neu ankommen, ist klar: integrieren, Sprache lernen, akzeptieren. Sie betont, dass man sich anstrengen muss, um nicht stehen zu bleiben. Sie selbst hat diese Offenheit gelebt. Während ihrer Jugend in Bremen empfand sie die Freiheit in Deutschland, etwa hinsichtlich Kleidung oder Gesellschaft, als besonders bewundernswert. Rassistische Benachteiligungen oder mangeln-

de Chancen habe sie in den frühen Jahren kaum erlebt, da die Anzahl der Ausländer in Bremen sehr gering gewesen sei.

Über die Jahre hat Hijazi ein enges Verhältnis zu ihrer Kundschaft aufgebaut, die sie liebevoll als „wie eine kleine Familie“ beschreibt. Ihr Kundentamm ist äußerst vielfältig. „Ich hatte zum Beispiel einen Richter, ich hatte Professoren, ich hatte Ärzte, ich hatte Rechtsanwälte, ich hatte

Polizeibeamte.“ Sie schätzt den Kontakt zu Menschen, da sie durch die Geschichten der Kunden viel über das Leben lernt. Im Gegenzug gibt sie auch Ratschläge. Bei älteren Stammkunden, die jahrelang an ihrer Seite waren, fährt sie sogar zu ihnen nach Hause, um sie weiter bedienen zu können.

Der Beruf der Friseurmeisterin ist für Hijazi mehr als nur ein Handwerk. Es ist eine Tätigkeit, die den Kopf erfordert. Man müsse das Gesicht des Kunden lesen und entscheiden, welcher Schnitt oder welche Farbe passt.

Ein prägendes Erlebnis für sie war der Erfolg einer ihrer vielen Auszubildenden. Diese hatte zunächst keinen Ausbildungsplatz gefunden, bestand schließlich aber dank Hijazis Unterstützung die Prüfung und meldete sich Jahre später wieder bei ihr, um ihr mit Blumen und Schokolade zu danken. Sie hatte gerade selbst die Meisterprüfung bestanden. Die ehemalige Auszubildende sah in Hijazi ein Vorbild.

Der Weg in die Selbstständigkeit war jedoch hart. Als Hijazi den Salon über-

nahm, investierte sie viel Geld, fast 104.000 D-Mark. Sie betont, dass man als Selbständiger „kämpfen und sich durchsetzen muss“. Es habe oft Momente gegeben, in denen sie aufgeben wollte, besonders aufgrund von finanziellen Problemen. Doch sie hielt immer an ihrem Optimismus fest. „Was heute nicht klappt, klappt morgen“, sagt Hijazi. Sie sorgte stets dafür, ihre Kosten zu decken und Schulden zu begleichen, weil sie Angst vor dem Gedanken einer Pleite hatte.

Heute arbeitet Hijazi allein im Salon. Das hatte sie ursprünglich nicht geplant, doch durch die Umstände, auch bedingt durch die Corona-Pandemie, hätte sich dies ergeben. Ihr sei bewusst, dass die Aufgabe ihres Salons eines Tages schmerzhaft sein wird, da ihr der intensive menschliche Kontakt fehlen wird. Sie blickt stolz auf das Erreichte zurück, insbesondere auf ihre Kinder, die ihren eigenen beruflichen Weg gegangen sind.

Berfin Tükek
Friedrich-List-Schule, Wiesbaden

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG IN DER SCHULE

Verantwortliche Redakteurin: Dr. Ursula Kals

Pädagogische Betreuung: IZOP-Institut zur

Objektivierung von Lern- und Prüfungsverfahren,

Aachen

Ansprechpartner: Dr. Titus Maria Horstschäfer

An dem Projekt

„Jugend schreibt“ nehmen teil:

Aachen, St. Ursula Gymnasium · Aschaffenburg, Karl-Theodor-v.-Dalberg-Gymnasium · Bad Pyrmont, Humboldt-Gymnasium · Berlin, Anna-Freud-Schule, Droste-Hülshoff-Gymnasium, Eckener-Gymnasium, Goethe-Gymnasium Lichtenfelde, Wilma-Rudolph-Oberschule · Bochum, Willy-Brandt-Gesamtschule · Brannenburg, Institut Schloss Brannenburg · Braunschweig, Wilhelm-Gymnasium · Cottbus, Rückert-Gymnasium · Diepholz, Graf-Friedrich-Schule · Dortmund, Heisenberg-Gymnasium, Konrad-Klepping-Berufskolleg · Düren, Burgau-Gymnasium · Engelskirchen, Aggertal-Gymnasium · Erkelenz,

Cusanus-Gymnasium · Fislisbach (Schweiz), Atrium-Schule · Frankfurt am Main, Helene-Lange-Schule, Liebigschule · Freiburg im Breisgau, Abendgymnasium · Freigericht, Kopernikusschule · Friedrichroda, Perthes-Gymnasium · Friesoythe, Albertus-Magnus-Gymnasium · Fürth, Helene-Lange-Gymnasium · Fulda, Marienschule · Gelnhausen, Grimmeilshausen-Gymnasium · Gernersheim, Johann-Wolfgang-Goethe-Gymnasium · Großbördorf, Ferdinand-Sauerbruch-Gymnasium · Hanau, Hohe Landesschule · Hannover, St. Ursula-Schule · Heidelberg, Hilderlin-Gymnasium · Hensheim,

Pamina-Schulzentrum · Heubach, Rosenstein-Gymnasium · Hofheim, Main-Taunus-Schule · Hohen Neuendorf, Marie-Curie-Gymnasium · Holzminden, Campe-Gymnasium · Iserlohn, Berufskolleg des Märkischen Kreises · Kassel, Engelsburg-Gymnasium · Kenzingen, Gymnasium · Kiel, RBZ Wirtschaft · Köln, Abendgymnasium, Elisabeth-von-Thüringen-Gymnasium · Konstanz, Geschwister-Scholl-Schule · Konz, Gymnasium · Kreuzlingen (Schweiz), Kantonsschule · Landau, Max-Slevogt-Gymnasium · Lörach, Hebel-Gymnasium · Lunzenau, Evangelische Oberschule · Magdeburg, Albert-Einstein-Gym-

nasium · Mainz, Maria Ward-Schule · Mayen, Megina-Gymnasium · Mönchengladbach, Gesamtschule Hardt · Moers, Gymnasium in den Filder Benden · München, Asam-Gymnasium, Louise-Schroeder-Gymnasium, Nymphenburger Gymnasium, Thomas-Mann-Gymnasium · Münsterstadt, Johann-Philipp-von-Schönborn-Gymnasium · Nantes (Frankreich), Lycée Les Bourdonnières · Nürnberg, Johannes-Scharer-Gymnasium · Öhringen, Richard-von-Weizsäcker-Schule · Ogulin (Kroatien), Gimnazija Bernardina Frankopana · Schorndorf, Johann-Phi-

lipp-Palm-Schule · Silves (Portugal), Deutsche Schule Algarve · Sofia (Bulgarien), 18th Secondary School „William Gladstone“, Galabov-Gymnasium · Stuttgart, Albertus-Magnus-Gymnasium, Evang. Heidehof-Gymnasium · Timişoara (Rumänien), Nikolaus-Lenau-Lyzeum · Trier, BBS EHS Trier · Uetikon am See (Schweiz), Kantonsschule · Videm pri Ptuj (Slowenien), Discimus Lab · Waldenburger Europäisches Gymnasium · Weizikon (Schweiz), Kantonsschule · Zürcher Oberland · Wiesbaden, Friedrich-List-Schule · Wölferstheim, Singberg-Schule · Würzburg, St.-Ursula-Gymnasium